

Was alles in unseren Namen steckt

PNP startet Serie „Was Namen bedeuten“ – Darf ich mein Kind Durin taufen? – Forscher erklären auch Ortsbezeichnungen

Von Emerenz Magerl

Regensburg. Durin sollte sein Sohn heißen, so wie der Vetter des Elfenkönigs im Roman „Das Schwert von Shannara“. Weil ihm das zuständige Standesamt seinen Wunsch aber verwehrt, wandte sich ein frisch gebackener Vater an die Forschergruppe Namen an der Uni Regensburg. Durin taucht zwar in keinem amtlichen Vornamenbuch auf. Die Namenforscher wurden trotzdem fündig: In einem alten lateinischen Text wird ein Durinus erwähnt – damit ist der Name zugelassen.

Werdenden Eltern zu ihren Wunschnamen zu verhelfen, gehört für Stefan Hackl, Geschäftsführer der Forschergruppe, zum Arbeitsalltag. Doch noch viel mehr beschäftigt er sich mit Familien- und Ortsnamen: Was sie bedeuten, woher sie kommen, wie sie verbreitet sind. Spannende Fragen, auf die Stefan Hackl und seine Kollegen nicht selten überraschende Antworten wissen. Ihnen widmet die *Passauer Neue Presse* in den nächsten Wochen eine Serie: „Was Namen bedeuten“.

Hackls Vorfahren waren vielleicht Holzfäller

Das ist oft mehr, als man denkt, wie Hackl an seinem eigenen Nachnamen demonstriert: „Hackl“ könnte vom „Hacken“ kommen oder vom „Hackl“, der bayerischen Bezeichnung für Beil. Was nahe liegt: Hackls Vorfahren waren womöglich Holzfäller. „Oder Metzger. Vom Fleischhacken könnte der Name auch herkommen“, erzählt Hackl. Genau so gut wäre es möglich, dass sein Familienname von „Hacko“ oder „Hakilo“ kommt, alte Vornamen, die es heutzutage nicht mehr gibt.



Wie exklusiv bayerisch sein Familienname ist, stellt Stefan Hackl von der Forschergruppe Namen an der Universität Regensburg auf einen Blick fest. Die meisten „Hackls“ leben im Bayerischen Wald, wie auf der Karte zu erkennen ist. Ein paar hat es offenbar nach Hessen verschlagen. – Foto: Magerl

„Hackl könnte ein Kosename sein: der kleine, niedliche Hacko.“

Eindeutige Erklärungen seien selten, sagt Hackl: „Meist finden wir mehrere Möglichkeiten, woher ein Name kommen könnte.“ Doch da Hackl aus dem Bayerischen Wald stammt, genauer gesagt aus Mauth im Landkreis Freyung-Grafenau, sei es schon sehr wahrscheinlich, dass seine Vorfahren Holzhacker waren.

Wenn Hackl seinen Namen dann noch in einem Verzeichnis sucht, das alle zirka 40 Millionen

Namen in deutschen Telefonbüchern erfasst, stellt er schnell fest: Seinen Familiennamen gibt es längst nicht überall, eigentlich nur im Südosten Deutschlands. Abgesehen von einem kleinen Sprenkel in Hessen, ist der Rest der Karte weiß. Kein Zweifel: „Hackl“ ist ein typischer Bayerwald-Name, am weitesten verbreitet in den Landkreisen Freyung-Grafenau und Regen.

Dass „Hackl“ ein regionaler Name ist, darauf deutet auch das

„l“ am Ende hin. „Eine typische bayerische Koseform“, fährt der Experte fort. Außer mit Berufen habe man sich im 12. und 13. Jahrhundert auch mit äußerlichen Eigenschaften oder Charakterzügen benannt. Das wurde nötig, als die Menschen anfangen, auf engem Raum zusammenzuwohnen. „Da konnte es schon mal vorkommen, dass die Hälfte der Männer Johannes hieß. Die Beinamen halfen, sie auseinanderzuhalten.“ So wurde aus dem mit den dunklen Haaren der „Schwarz“. Und einer, der be-

kannt war dafür, dass er besonders geizig sei, wurde womöglich „Magerl“ genannt.

Als Germanist könne er so manchem Namen selbst auf den Grund gehen, erzählt Hackl. Aber bei vielen Fragen bezieht er Kollegen aus anderen Fachbereichen mit ein: Slawisten, Anglisten, Romanisten zählen ebenso zur Forschergruppe wie Historiker, Geografen und Archäologen. Die helfen zum Beispiel dann, wenn es darum geht, die Namen von Orten oder Gewäs-

HACKL HUBERT
WANNINGER HAIMING
RLBACH GOTTFRIED HAI
OBERPÖRING LUDWIG
ICHLBAUER HAGENHAM
HARD HAUGENEDER
EDORE
WAS NAMEN BEDEUTEN

Sie heißen Fesl und stammen aus Hagenham? Sie wollten schon immer mal wissen, was die Namen bedeuten und woher sie kommen? Sie brauchen Hilfe bei der Namengebung Ihres Kindes? Dann schreiben Sie bis Sonntag, 27. Januar, an die PNP, Stichwort Namenforschung, Bayernredaktion, Medienstr. 5, 94036 Passau, per Fax 0851/802347 oder per Mail an bayern@pnp.de. In einer Serie stellt die PNP ausgewählte Namen und ihre Bedeutung vor.

sern zu erforschen. Was mitunter sehr aufwendig ist.

Nichtsdestotrotz bietet die Forschergruppe jedermann Beratung an – für höchstens 75 Euro gibt es ein Gutachten für Namen, maximal 150 Euro kostet es, wenn die Forscher einem Ortsnamen nachgehen sollen. Seit der Gründung der Forschergruppe vor fünf Jahren haben die Anfragen stark zugenommen. Man kann fast von einem Trend sprechen, so Hackl: „Der Name ist auch immer ein Stück Identität für die Menschen.“ Bleibt nur zu hoffen, dass der kleine Durin nie drauf kommt, dass sein Name so viel bedeutet wie „ungebildet, plump, unverschämt“. Seine Eltern wissen jedenfalls Bescheid.

Die Forschergruppe Namen im Internet: <http://www.namenforschung.uni-r.de>.

Was der Name über unsere Herkunft verrät

Erster Teil der PNP-Serie widmet sich den Herkunftsnamen – Einödhof bei Viechtach gab 737 Menschen den Namen „Zitzelsberger“

Von Emerenz Magerl

Passau. Bis gestern ging Jürgen Zitzelsberger (40) aus Ortenburg davon aus, dass seine Vorfahren irgendwo aus dem Norden Deutschlands stammen müssten. Gewissheit habe er zwar nie gehabt. Aber weil sein Nachname in Bayern eher selten sei, so sein Eindruck, hätten ihn schon viele gefragt, ob seine Vorfahren vielleicht „von oben“ kommen. Ob da was dran ist? Zitzelsberger war einer von mehr als 200 PNP-Lesern, die die Gelegenheit nutzen wollten, im Rahmen der PNP-Serie „Was Namen bedeuten“ einmal einen Experten zu fragen.

**HACKL HUBERT
WANNINGER HAIMING
RLBACH GOTTFRIED HAI
OBERPÖRING LUDWIG
ICHLBAUER HAGENHAM
WARD HAUGENER
WAS NAMEN BEDEUTEN**

In der Tat verrät der Nachname des Ortenburgers etwas über die Herkunft seiner Vorfahren, wie Stefan Hackl von der Forschergruppe Namen an der Universität Regensburg erklärt. Im Mittelalter sei es üblich gewesen, Leute nach ihrer Herkunft zu benennen oder danach, wo und wie sie wohnten – im Dorf oder außerhalb. In diesen Fällen sprechen die Forscher von „Herkunftsnamen“ beziehungsweise „Wohnstättennamen“. Ihnen ist der erste Teil unserer Namen-Serie gewidmet.

Dass **Zitzelsberger** aus dem Norden stammt, stimmt – wenn man nur Niederbayern nimmt. Aus historischen Quellen wisse man, dass dieser Familienname in der Vergangenheit fast nur im Landkreis Regen verbreitet war, erklärt Hackl: „Das wiederum lässt darauf schließen, dass Zitzelsberger ein Herkunftsnamen zu Zießelsberg ist, einer Einöde bei Viechtach.“



Hier kommt der Name Zitzelsberger her: Die Namenforscher der Universität Regensburg gehen davon aus, dass alle, die diesen typisch bayerischen Namen tragen, von der Einöde Zießelsberg bei Viechtach (Lkr. Regen) abstammen. Heute wohnt dort kein Zitzelsberger mehr. – Foto: Franz Hackl

Ein „Czistelsperger“ sei bereits 1395 in einer Urkunde erwähnt worden, wie Hackl von seinen Historiker-Kollegen erfahren hat. Für den Ortsnamen wurden sogar noch ältere Belege gefunden: Irgendwann zwischen 1105 und 1112 hieß Zießelsberg „Cistanesberch“. Die Forscher vermuten, dass der erste Teil des Ortsnamens von einem slawischen Männernamen abstammt: Dieser wurde „Tschistanu“ oder „Tschistonu“ ausgesprochen, wobei der erste Wortteil „Ehre“ bedeutet.

Einem tugendhaften Slawen ha-

ben womöglich rund 737 Menschen in Deutschland ihren Namen zu verdanken. Die meisten leben in Bayern, in den Landkreisen Deggendorf und Passau. Im Raum Regen sind es auch noch verhältnismäßig viele. In Norddeutschland gibt es den Namen gar nicht – was Jürgen Zitzelsberger schon ziemlich überrascht hat.

Stefan **Aßberger** aus Neukirchen am Inn lag dagegen schon ganz richtig mit seiner Vermutung: „Im Bayerischen Wald gibt es einen Ort, der Aßberg heißt. Wahrscheinlich besteht hier ein Zusam-

menhang mit dem Nachnamen Aßberger.“ Zum selben Ergebnis ist auch Stefan Hackl gekommen. Der Name, den es nur in den Landkreisen Passau und Eichstätt gibt, insgesamt acht Mal, stamme mit großer Wahrscheinlichkeit von Aßberg ab, einem Ort in der Gemeinde Jandelsbrunn (Landkreis Freyung-Grafenau).

So plausibel das auch klingen mag: „Wir können nie ganz ausschließen, dass ein Name nicht doch einen anderen Ursprung hat“, sagt Hackl. Über die Jahrhunderte hätten sich Namen schließ-

lich sehr stark verändert. Sie wurden vielleicht mehrmals falsch abgeschrieben oder eingedeutet, so dass man kaum mehr auf die eigentliche Bedeutung schließen könne. Wer ganz genau wissen will, wie seine Vorfahren zu ihrem Namen kamen, müsse zusätzlich noch intensive Ahnenforschung betreiben, erklärt Hackl.

Manfred **Griesbacher** aus Pfarrkirchen beispielsweise kann die Namenforschung nur bedingt weiterhelfen. Außer ihm tragen noch 84 andere diesen Namen. Die meisten leben im Rottal, der Rest

ist über Bayern verstreut. Dass sie alle aus dem niederbayerischen Bad Griesbach stammen, sei damit nicht gesagt, so Hackl. Griesbacher sei zwar ziemlich eindeutig ein Herkunftsnamen zu „Griesbach“. So heißen aber allein in Bayern sieben Orte.

Das ist aber immer noch verhältnismäßig überschaubar – verglichen mit den unzähligen Orten in Bayern, die Maierhof oder ähnlich heißen. Dem einen oder anderen haben Stefan **Maierhofer** aus Seibersdorf und Manuela Maierhofer aus Haarbach womöglich ihren Nachnamen zu verdanken. Der Hof eines „Meiers“ – wie auch immer geschrieben – war in der Regel sehr groß, wie Hackl erklärt: „Der Name Meier war ursprünglich eine Standesbezeichnung.“ Er kommt aus dem Lateinischen, von „maior“ und heißt so viel wie „der Größere“. Ab dem 12. Jahrhundert trugen vor allem Großbauern diesen Titel, die im Auftrag von Grundherren Hofgüter bewirtschafteten.

Waren „Elender“ arme Schlucker?

Weniger gut ging es wohl den Vorfahren von Thomas **Elender** aus Neuhaus am Inn. Eine Theorie seiner Tante: Elender wurden die genannt, die um eine Burg herum lebten und nie hinein durften. Da das damals auf die allermeisten Menschen zutraf, bezweifelt Elender diese Theorie: „Wenn das stimmt, müsste es doch sehr viel mehr von uns geben.“ Auf den Namen, den es nur 60 Mal in ganz Deutschland gibt, würde man immer wieder mitleidig angesprochen, erzählt Elender: „Wie können sie bloß mit dem Namen leben?“ Dank der Namenforschung dürfte ihm die Antwort künftig leichter fallen. „Elend“ sei ein relativ häufiger Ortsname in Deutschland, so Hackl: „So nannte man Landstücke, die eventuell unfruchtbar waren – oder einfach nur sehr abgelegen.“

Wer den Landstreicher im Namen trägt

Im zweiten Teil der PNP-Serie geht es um „Berufsnamen“ – Sterl nannte man Fischer oder Schweinehüter – Der Kiermeier war Kirchenverwalter

Von Emerenz Magerl

Passau. Bruno Salat ist Biologe. Und Vorstandsmitglied im Gartenbauverein Grafenau. Trotzdem könne er sich nicht so recht vorstellen, dass sein Nachname auf eine grüne, runde Pflanze zurückgeht. „So kurios es klingt – das kann schon sein“, stellt Stefan Hackl von der Forschergruppe Namen an der Universität Regensburg fest. Früher habe man Menschen häufig nach ihren Berufen benannt – wie Müller, Schneider oder Weber. Dinge, die mit der Arbeit zu tun haben, seien aber auch gerne zur Namengebung genutzt worden, erklärt Hackl. Um diese sogenannten „Berufsnamen“ dreht sich die zweite Folge der PNP-Serie „Was Namen bedeuten“.

HACKL HUBERT
WANNINGER HAIMING
RLBACH GOTTFRIED HAI
OBERPÖRING LUDWIG
ICHLBAUER HAGENHAM
WARD HAUGENEDER
WAS NAMEN BEDEUTEN

Salats Vorfahren könnten Gemüsebauern oder -händler gewesen sein, sagt Hackl. Und spätere Generationen behielten den Beinamen – obwohl sie sehr wahrscheinlich schon ganz andere Berufe ausübten. „Vermutlich aus pragmatischen Gründen“, erklärt Hackl: Bei Erbschaftssachen oder wenn es um irgendwelche Rechte und Pflichten ging, wurden die Nachkommen kurzerhand mit dem Namen des Vorgängers benannt. Zur Pflicht wurden erbliche Familiennamen aber erst seit 1876, als in Deutschland das Standesamt eingeführt wurde, erzählt Hackl. „Seitdem dürfen Namen auch nicht mehr verändert werden.“

Und das, obwohl ihre Bedeutung nur noch in Ausnahmefällen



Auch er gab seinen Namen weiter: Der Landstreicher hieß im Mittelalter „Freihart“. Diesen Familiennamen trifft man heutzutage noch häufiger in der Oberpfalz und im Landkreis Altötting an. Das Bild zeigt Charlie Chaplin im Stummfilm „Der Vagabund“ von 1915. – Foto: Cinetext

auf die Träger zutrifft. So ist Günther **Sterl** aus Kirchberg Bäcker, wie sein Vater. „Und früher waren die meisten von uns Landwirte.“ Sein Name lasse allerdings vermuten, dass seine Vorfahren Fischer waren, sagt Hackl: „Wir führen Sterl zurück auf das mittelhochdeutsche Wort für Stör, eine Fischart.“ Genauso sei es aber möglich, dass die Sterls früher Schweine oder Schafe gehütet und gezüchtet hätten, räumt der Namenforscher

ein: „Der Name könnte nämlich auch von ‚ster‘ kommen: das mittelhochdeutsche Wort für ein männliches Schaf oder Schwein.“

Einen recht ähnlichen Beruf übten vermutlich Andreas **Schweigers** Vorfahren aus. Schweig oder Schwaig sei das mittelhochdeutsche Wort für eine Rinderherde oder Sennerei mit dazu gehörigem Weideplatz gewesen, erklärt Hackl: „Als Schwaiger werden auch heute noch Landwirte be-

zeichnet, die ihre Produkte auf Bauernmärkten anbieten.“

Das dürfte inzwischen auf die wenigsten der 5500 Deutschen zutreffen, die Schweiger oder Schwaiger heißen. Die meisten leben übrigens in Oberbayern, wie auch Andreas Schweiger. Der PNP-Leser aus Emmerting (Lkr. Altötting) war bisher davon ausgegangen, dass sein Nachname ganz gut zu ihm passt. Er sei schließlich auch ein eher ruhiger Typ.

Wenn Franz **Schaffer** und seine Frau darüber nachdenken, was ihr Nachname bedeuten könnte, den sie mit 1864 Menschen in ganz Deutschland teilen, kommen sie immer wieder zu dem Ergebnis: Viel arbeiten und viele Kinder kriegen. Das würde auch ganz gut auf ihre Familie zutreffen, finden sie. Die ursprüngliche Bedeutung ist aber eine andere, wie der Namenforscher erklärt: „Im Mittelhochdeutschen ist der Schaffer einer,

der etwas anordnet, ein Aufseher oder Verwalter, der für das Hauswesen sorgt. Ihm war das Dienstpersonal in Herrenhäusern, Klöstern oder Kirchen unterstellt.“

Da haben die Schaffers wiederum etwas mit den **Kiermaiers** oder Kiermeiers gemeinsam. Diesen Namen gibt es allerdings sehr viel seltener (247 Mal) und fast nur in Ostbayern und um München herum. Die ersten Träger dieses Namens verwalteten Kirchengüter. Allerdings lautete der Amtsname damals noch Kirchmeier. „Das wurde in der Mundart irgendwann zu Kiermeier und in dieser Form verschriftlicht“, erklärt Hackl.

Aus dem Waldherr wurde der Waldhör

Ähnlich erging es offenbar dem Namen **Waldhör**, den rund 100 Menschen tragen, vor allem in den Landkreisen Rottal-Inn und Passau. Hermann Waldhör aus Rothalmünster rätselte schon häufig, ob da früher vielleicht jemand in den Wald hineingehört hatte. Dabei handle es sich bei seinem Namen einfach um die Bezeichnung für den Waldaufseher oder -besitzer, wie Hackl weiß: Weil in der Mundart das „ö“ oft wie „e“ ausgesprochen wird, wurde statt Waldherr eines Tages Waldhör geschrieben.

Dass der **Freihart** eigentlich ein Freiherr war, ist dagegen weitgehend auszuschließen. Von den 99 Menschen, die in Deutschland mit diesem Namen leben, finden sich die meisten in der Oberpfalz. Aber auch im Landkreis Altötting gibt es ein paar von ihnen, so zum Beispiel Theresia-Cäzilia Freihart aus Burghausen. Der Vorfahre, dem sie ihren Nachnamen zu verdanken hat, hieß wahrscheinlich „Vrihart“. Wie der Name vermuten lässt, genoss er ein freies Leben – allerdings als Landstreicher.

Wo sich der Nikolaus im Namen versteckt

Und wieso der Familienname Gebell nichts mit Hunden zu tun hat – Dritter Teil der PNP-Serie: Familiennamen, die sich von Rufnamen ableiten lassen

Von Emerenz Magerl

Passau. Zu Klose fällt jedem Kind etwas ein: Knödel oder ein bekannter Fußballspieler. Doch dass PNP-Leser Siegfried Klose aus Waldkirchen seinen Namen einer deftigen Beilage verdankt, schließt Stefan Hackl schon mal aus. Der Geschäftsführer der Forschergruppe Namen an der Universität Regensburg hält eine andere Möglichkeit für viel wahrscheinlicher: Klose sei einer der vielen Familiennamen, die aus Rufnamen hervorgegangen sind. Und sie geht es diesmal, im dritten Teil der PNP-Serie „Was Namen bedeuten“.

**HACKL HUBERT
WANNINGER HAIMING
RLBACH GOTTFRIED HAI
OBERPÖRING LUDWIG
ICHLBAUER HAGENHAM
WARD HAUGENEDER
DORF
WAS NAMEN BEDEUTEN**

Dass Nationalspieler Miroslav Klose als Namengeber für rund 7600 Kloses in ganz Deutschland nicht in Frage kommt, ist eh klar. Auch wenn sich das so manches fußballbegeisterte Kind mit viel Fantasie vorstellen könnte: Der FC-Bayern-Spieler ist einfach viel zu spät geboren. Denn die Nachnamen, die wir heute tragen, sind schon im Mittelalter entstanden. Und seit in Deutschland das Standesamt eingeführt wurde, seien keine neuen mehr hinzugekommen, erklärt Stefan Hackl: „Das war im Jahr 1876.“

Der Name **Klose** ist aber noch viel älter als das. Er leitet sich vom griechisch-lateinischen Rufnamen Nikolaus ab, wie Hackl aufzeigt: „nike“ heißt Sieg und „laos“ ist das Volk. Der Name Nikolaus kam Mitte des 13. Jahrhunderts nach Bayern und ist heute noch in aller Munde, jedenfalls während der Adventszeit. Obwohl oder weil sich der Heilige Nikolaus und seine schokoladigen Stellvertreter so



Wer denkt beim Namen „Klose“ noch an den Nikolaus? Der in Deutschland weit verbreitete Familienname leitet sich von diesem uralten Rufnamen ab. Nicht etwa von einer deftigen Beilage und erst recht nicht von Miroslav. Auch wenn sich das so mancher seiner Fans wünschen würde. – F.: ddp

großer Beliebtheit erfreuen, heißt heute kaum noch einer wie er. Viel häufiger und geläufiger ist die eingedeutschte Kurz-Form „Klaus“.

Aus dem Griechischen kommt auch der Nachname von PNP-Leser Peter **Zacher**. Er teilt ihn mit rund 1300 Menschen in Deutschland. Sehr viele davon wohnen bei ihm in der Nähe, im Landkreis Deggendorf. „Zacher ist aus einer verkürzten Form von Zacharias entstanden“, erklärt Stefan Hackl. Der Vater von Johannes dem Täufer trug diesen Namen, der von „zecharya“ kommt. Das ist hebrä-

isch und bedeutet so viel wie „Jahwe hat sich erinnert“.

„Der Herr hat ergriffen“ heißt im Hebräischen „Joahaz“. Und eine Kurzform davon lautet „Ahaz“, wie Hackl weiß: „Daraus sind wiederum die Rufnamen Achatius oder Achatz entstanden, die ab dem 15. Jahrhundert in Deutschland aufgetaucht sind.“ Von diesen Vornamen leitet sich Christine **Achatz'** Familienname ab. Sie wohnt in Zachenberg im Landkreis Regen, wo auch besonders viele mit diesem Namen wohnen. In ganz Deutschland gibt es ihn rund 1000 Mal.

So exotisch Namen wie Zacharias oder Achatz heutzutage klingen – im Mittelalter waren sie recht beliebte Ruf- bzw. Vornamen. Als Familiennamen wurden sie dann herangezogen, wenn Verwechslungsgefahr bestand. Gab es im Dorf viele junge Männer mit dem Namen Johannes, bekam so mancher den Name seines Vaters als Beinamen verpasst: „Johannes, Sohn des Zacharias“ oder einfach „Johannes Zacharias“. Mit dem zweiten Vornamen, wie er heutzutage üblich ist, dürfe man das nicht verwechseln, erklärt Hackl: „Dass man sei-

nem Kind mehrere Vornamen gibt, kam erst, angefangen beim Adel, ab dem 15. Jahrhundert auf.“

Sehr viel früher begannen die Menschen, sich Beinamen zuzulegen, die sie dann an ihre Kinder weitergaben. Damals nahm man es aber noch nicht so genau mit den Namen: Der Zacharias zum Beispiel wurde irgendwann zu „Zacher“ verkürzt – oder zu „Zachmann“ verlängert.

Weil sich ihre Vorfahren einst ein zweites „I“ im Namen gönnten, war Claudia Weiß' als Kind der Spitzname „Bello“ gewiss. Dabei

habe ihr Mädchenname **Gebell** rein gar nichts mit dem Bellen der Hunde zu tun, erklärt Hackl. Womöglich komme er vom mittelhochdeutschen „gebel“, dem Schädel. „Vielleicht hatte der Namensträger eine besonders auffällige Kopfform“, überlegt Hackl. Oder es handelt sich um eine bairische Kurzform von Gebhard, der sich zusammensetzt aus „geba“ wie Gabe oder Gnade und „hart“, wie wir es heute noch gebrauchen.

Dass es bei den bisherigen Beispielen nur um Männernamen ging, hat seinen Grund. „Dass Frauen ihren Namen weitergaben, kam zwar schon vor – aber sehr, sehr selten“, erklärt Hackl: „Und wenn, dann waren es in der Regel Frauen, die eine höhere Stellung in der Gesellschaft hatten.“ Ein Beispiel für einen Familiennamen weiblichen Ursprungs sei **Utlir**, von Utilie oder Odilia.

Waren „Haimerl“ Stubenhocker?

Haimerl könnte auch ein Fraunenne gewesen sein, ein etwas spöttischer vielleicht, vermutet Elfi Höcherl aus Ringelai (Lkr. Freyung-Grafenau). Bis zu ihrer Hochzeit hieß sie Haimerl, wie 950 andere in Deutschland und besonders viele im Landkreis Deggendorf. Falls ihr Mädchenname so viel bedeute wie Stubenhocker, Heimchen oder Hausmütterchen, hätte er jedenfalls nicht zu ihr gepasst, stellt Elfi Höcherl fest.

Tatsächlich ist Haimerl die Koseform von Heimeran oder Heimeram, einem alten bayerischen Männernamen, wie Hackl weiß. Da stecke das althochdeutsche Wort „heim“ drin, wie wir es heute auch kennen, und der Rabe. Das „ram“ am Ende ist die Kurzform vom althochdeutschen „(h)raban“. Was das Haus und den Raben miteinander verbindet – „das lässt sich heute leider nicht mehr nachvollziehen“, erklärt Hackl. Auf einen Stubenhocker deute bisher jedenfalls nicht hin.

Wer sich als König einen Namen machte

Viele Familiennamen waren ursprünglich Spitz- und Spottnamen – Vierter Teil der PNP-Serie: Wieso ein Bledl nicht unbedingt blöd war

Von Emerenz Magerl

Passau. Blöde Kommentare ist Nicole Bledl gewohnt. Wegen ihres Nachnamens sei sie in der Schule oft geärgert worden. Doch diese Zeiten sind zum Glück vorbei, stellt die 32-jährige Ortenburgerin fest. Dass „Bledl“ von „blöd“ kommt, habe ihr schon lange keiner mehr erzählt. Und von einem Namenforscher hätte sie das am allerwenigsten erwartet. Doch für Stefan Hackl von der Forschergruppe Namen an der Universität Regensburg ist Bledl ein typisches Beispiel für sogenannte „Übernamen“, um die es im vierten Teil der PNP-Namen-Serie geht: Spitz- oder Spottnamen, mit denen man Menschen nach etwas benannte, was typisch für sie war.



„Blöd“ in dem Sinn, wie wir es heutzutage kennen, waren Nicole Bledls Vorfahren trotzdem nicht, wie Hackl erklärt. Im Mittelalter wurden Menschen als ‚bloede‘ bezeichnet, wenn sie gebrechlich waren oder als zaghaft galten. Aus dem entsprechenden Beinamen „Blöd“ machte man in Bayern „Bledl“, eine Koseform mit dem typisch bayerischen „l“ am Ende. Weit verbreitet hat sich dieser Name nicht. Von den 42 Bledls in Deutschland leben fast alle in Bayern, die meisten um Passau herum.

In dieser Region ist auch Siegfried Reischls Familienname sehr häufig. „Reischl wie Rausch“ – ein Vergleich, den die Kameraden bei der Bundeswehr gerne strapazierten. Dabei sei er nie großartig alkoholisiert gewesen, winkt der PNP-Leser aus Untergriesbach ab. Dass sein Familienname immer wieder mit dem Trinken in Verbindung gebracht wird, heißt auch nicht, dass

die ersten Reischls Säufer waren, wie Hackl weiß. Zwar handle es sich bei dem Namen mit großer Wahrscheinlichkeit um eine Ableitung von Rausch. „Die heutige Bedeutung hat sich aber erst im 16. Jahrhundert entwickelt.“ Da standen die Familiennamen zum größten Teil schon fest, nur die Schreibweisen variierten noch.

Rausch, und damit auch der Name Reischl, kommt vom mittelhochdeutschen „rûsch“, erklärt Hackl. Damit sei eine rauschende Bewegung oder ein Angriff gemeint gewesen. Den pinselähnlichen Helmschmuck der Soldaten nannte man auch so, weil er bei jeder Kopfbewegung raschelte. Deshalb gehen die Forscher davon aus, dass sich Reischls Vorfahren auf dem Schlachtfeld einen Namen gemacht haben, nicht in der Taverne.

Bei „Boese“ war der Charakter bezeichnend

In einer Schneiderstube könnte der Familienname von Martin Kittl aus Freyung begründet sein. Seinen Familiennamen gibt es gut 170 Mal in Deutschland und 200 Mal in Österreich, vor allem um Salzburg herum. Dass er etwas mit Kleidung zu tun haben könnte, hat der PNP-Leser bisher ausgeschlossen: „Dann wäre der Kittel falsch geschrieben.“ Der Namenforscher lässt sich davon nicht beirren, Rechtschreibregeln im heutigen Sinne gebe es schließlich erst seit Ende des 19. Jahrhunderts. Kittl könne also sehr wohl vom mittelhochdeutschen kittel oder kittel kommen, dem leichten Oberhemd.

Martin Kittls Vorfahren könnten selbst welche hergestellt haben – dann würde sein Familienname zu den Berufsnamen zählen, wie sie im zweiten Teil der Serie bereits vorgestellt wurden. Der Namenforscher Hackl hält es aber auch für möglich, dass sich die Kittls von anderen in ihrem Umfeld dadurch auszeichneten, dass sie bevorzugt leichte Oberhemden trugen. „In dem Fall könnte die typische Kleidung namengebend gewesen sein“, stellt Hackl fest.



Man musste sich nur entsprechend benehmen: Um König genannt zu werden, brauchte man keiner zu sein. Den Beinamen bekamen auch Schauspieler und Mächtgern-Könige verpasst. – Foto: CARO

Bei Detlev Boeses Vorfahren war offenbar der Charakter bezeichnend. Bisher lasse jedenfalls nichts vermuten, dass dieser Familienname früher etwas anderes bedeutet haben könnte als das, was man auch heute noch unter „böse“ versteht: schlecht, wertlos, übel. Boese nimmt's gelassen. Sein Familienname sei für ihn „neutral“, sagt der Passauer. Außerdem gäbe es ihn relativ häufig. Genau ge-

nommen 850 Mal, vor allem im Norden Deutschlands.

Ändern würde Boese seinen Namen nie – auch wenn das theoretisch möglich wäre. Wer das möchte, muss den Standesbeamten gute Gründe liefern. „Wenn ein Name als ordinär und stark belastend aufgefasst wird, dürfte das kein Problem sein“, schätzt Hackl. Lehnt das Standesamt ab, sind die Forscher gefragt: „Wir stellen Gut-

achten aus, mit welcher Bedeutung Namen belegt sind und inwiefern sie für ihre Träger belastend oder berufsschädigend sein könnten“, erklärt Hackl.

Wegen Diskriminierung machte man sich im Mittelalter offenbar noch keinen Kopf. So mancher bekam damals einen Spitz- oder Spottnamen verpasst, den er nicht mehr loswurde und sogar an seine Kinder weitergab. Eitel waren

auch Gabriele Klinger-Greulichs Vorfahren nicht. Ihr Mädchenna-me Greulich sei ein Übername zum mittelhochdeutschen „griuwelich“ oder „griulich“, vermutete Hackl: „So bezeichnete man Personen, die Furcht einflößten, vor denen es den Mitmenschen grauste.“ Doch wie so oft hat der Forscher auch noch eine weitere Deutungsmöglichkeit parat für den Namen Greulich, den es fast 1500 Mal in ganz Deutschland gibt. Die sei zwar weniger wahrscheinlich, aber netter: „Greulich könnte auch ein Herkunftsname zu den Ortsnamen Greulich in Schlesien und Grulich in Böhmen sein.“

Bledl, Böse, Greulich – Übernamen konnten ganz schön gemein sein. Mehr Respekt wurde den Vorfahren von Peter Vornehm aus Töging am Inn zuteil. Sein Familienname kommt für Hackl ganz klar vom mittelhochdeutschen „vürnaeme“: ausgezeichnet, vorzüglich. Gerade mal 138 Menschen in Deutschland dürfen sich mit diesem Namen schmücken.

Stammen alle 34 000 Königs von Königen ab?

Um ein Vielfaches größer ist die Zahl derer, die sich **König** nennen. So eindeutig dieser Name im ersten Augenblick erscheint: Dass in den Adern von rund 34 000 Königs in Deutschland blaues Blut fließt, schließt der Namenforscher aus. Wobei einige ihren Namen vielleicht doch einem echten König verdanken. Ihre Vorfahren könnten beispielsweise königliche Ländereien bewirtschaftet haben.

Über den Beinamen König dürfen sich aber auch andere freuen. „Das kann zum Beispiel der Schützenkönig in einem Ort gewesen sein“, stellt Hackl fest. Wer in einem Theaterstück den König verkörperte, hatte ebenfalls gute Chancen, auf Dauer diesen Beinamen verpasst zu bekommen. Und aus dem, der sich im richtigen Leben so herrschüchtig und arrogant aufführte wie ein König, wurde oftmals auch einer – aber nur dem Namen nach.

Wem die Kelten den Namen gaben

Teil fünf der PNP-Serie: Forscher Stefan Hackl stellt Namen von ostbayerischen Orten, Bergen und Flüssen vor

Von Emerenz Magerl

Passau. Wer in „Huaden“ und drum herum wohnt, weiß Bescheid. Alle anderen suchen diesen Ort auf der Landkarte vergeblich. Denn seit Anfang des 19. Jahrhunderts heißt er „Hutthurm“. Mit der Mundartform konnten die gelehrten Schreiber im Mittelalter häufig wenig anfangen, wie Stefan Hackl von der Forschergruppe Namen an der Universität Regensburg weiß. Was Hutthurm mit „Huaden“ zu tun und wie Orte, Flüsse und Berge überhaupt zu ihren Namen kamen, erklärt der Experte im fünften Teil der PNP-Serie „Was Namen bedeuten“.



Die Deutung scheint so einfach zu sein: **Hutthurm** wie Hut und Turm. Deswegen würden auch so viele in seinem Umfeld davon ausgehen, dass der Ort seinen Namen einem Turm verdankt, der ein Dach hat wie ein Hut, erzählt der Hutthurmer Armin Maier. Er habe aber auch schon mal gehört, dass nicht der Hut, sondern die Hut gemeint sein könnte. Vielleicht war Hutthurm ein Wachturm?

Hinweise auf einen Turm hat Hackl nicht. Stattdessen geht er von den Schreibmarotten der Leute aus, die im Mittelalter Urkunden ausstellten oder Besitztümer auflisteten. Viele Orte hätten ihre Namen übereifrigen Schreibern zu verdanken, stellt Hackl fest: „Sie haben nicht nach der Mundart geschrieben, sondern übersetzten – oftmals leider falsch – ins Hochdeutsche. Oder sie deuteten ähnlich klingende Wörter ein.“



„**A(r)dwikos**“ nannten die Kelten den höchsten Berg im Bayerischen Wald. Davon leitet sich der heutige Namen „Arber“ ab, wobei die ursprüngliche Bedeutung unverändert zutrifft: „A(r)dwikos“ heißt hoher, steiler Berg. – Foto: dpa

Wenn Namenforscher der ursprünglichen Bedeutung von Namen nachspüren, suchen sie erst einmal nach alten Belegen. Im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München finde man eigentlich immer was, erklärt Hackl: „Auch wenn die Suche manchmal sehr mühsam ist.“ Der erste Beleg, in dem Hutthurm erwähnt wird, ist rund 900 Jahre alt. „Gut möglich, dass es auch noch ältere Belege gibt, die bisher nicht entdeckt wurden“, räumt Hackl ein. Wobei schon sehr viele Schriftstücke im Laufe der Jahrhunderte verloren oder kaputt gegangen seien.

Doch die Forscher halten sich längst nicht nur an die schriftlichen Belege. Mindestens genauso wichtig ist ihnen die Mundartform,

erklärt Hackl: „Die ändert sich zwar auch im Laufe der Jahrhunderte, aber längst nicht so sehr wie die schriftliche Form.“ So wurde um 1300 herum noch „Huotaren“ geschrieben, später „Huotorn“ und 1831 dann „Hutthurm“. Die ursprüngliche, althochdeutsche Form bedeute „bei den Hütern“, erklärt Hackl. Möglicherweise hatte ein Grundherr dort Ländereien, die er vor Eindringlingen und wilden Tieren schützen ließ.

Dass die Mundart der ursprünglichen Form ähnlicher ist als die heutige Schreibung, zeigt sich auch am Beispiel eines 50-Einwohner-Dorfs bei Waldkirchen: **Appmannsberg** – oder „Obbmaschbeag“, wie Josef Höppler, Bürgermeister von Waldkirchen,

seinen Wohnort ausspricht. Obwohl der Ort so klein ist, hat Hackl uralte Belege gefunden, in denen er bereits erwähnt wird.

Im 13. Jahrhundert ist erstmals von „Ortwinsperge“ die Rede. Dass es sich dabei um das heutige Appmannsberg handelt, steht für Hackl und seine Historiker-Kollegen außer Frage. Anhand von Urkunden und historischen Landkarten kann er nachvollziehen, wie sich der Name im Laufe der Jahrhunderte verändert hat: ein Buchstabe hier, eine Silbe da – bis aus „Ortwinsperge“ irgendwann Appmannsberg wurde. Wer dieser „Ortwin“ war, weiß man nicht. „Vielleicht hat er die Siedlung gegründet oder er war ein Sippenoberhaupt“, mutmaßt Hackl. Was

den zweiten Teil des Namens angeht, kann er dagegen sicher sein: Der Ort liegt an einem Hang, deshalb der mittelhochdeutsche „berg“ im Namen.

Wie die Kelten zu „Berg“ sagten, steht nirgends geschrieben. Doch den Sprachwissenschaftlern sei es gelungen, das Keltische aus späteren Sprachen zu rekonstruieren, erklärt Hackl. So wisse man auch, dass die Kelten einen hohen, steilen Berg „A(r)dwikos“ nannten. Davon leiten sich nicht nur die Ardennen ab, sondern auch der höchste Berg im Bayerischen Wald, der **Arber**. Die ältesten Überlieferungen aus dem 11. Jahrhundert deuteten auf eine altbairische Ausgangsform „Ad(a)wich“ hin, erklärt Hackl. Was wiederum

erstaunlich nah an der heutigen Mundartform „Awa“ wäre.

Wie es vor Ort aussieht, wie etwas geografisch gelegen ist, spiele auch immer eine wichtige Rolle bei der Erforschung von Ortsnamen, erklärt Hackl. Beim Berg **Lusen** zum Beispiel sei es sehr wahrscheinlich, dass der Name vom vorbairischen „Lusunos“ kommt, dem Berg mit sumpfigem Boden. Nasse Waldböden habe der Lusen schon, stellt Hackl fest. Wobei der Gipfel aus Tausenden von Granit-Felsblöcken sehr viel charakteristischer wäre, räumt er ein: „Da wollen wir noch weiterforschen.“

Vor 7000 Jahren hieß die Donau noch „dehnu“

Weniger Grund zu zweifeln lässt die **Vils**, die wohl vom Germanischen „Filusa“ kommt – wo wiederum der Sumpfwald („felu“) drinsteckt. Der „Fluss in einem Sumpfwald“ fließt bei Vilshofen in die **Donau**, deren Name noch viel älter ist. Er lässt sich zurückverfolgen bis ins Ur-Indogermanische, das liegt über 7000 Jahre zurück und leitet sich ab von „dehnu“. Die Griechen machten daraus „Danoubios“, die Römer „Danubius“.

Dass der Name der Donau so extrem alt ist, überrascht Hackl nicht. Gewässernamen seien in der Regel die ältesten geografischen Namen überhaupt, erklärt er. Flüsse hatten eine enorm große Bedeutung für den Menschen, sie boten Orientierung, spendeten Nahrung und waren seit jeher wichtige Transportwege. Ihre Namen würden sich auch seltener verändern, sie bleiben länger lebendig als die von Siedlungen. Und was die Donau betrifft, ist die ursprüngliche Bedeutung ihres Namens auch heute noch nachvollziehbar: Das uralte „dehnu“ heißt nämlich nichts anderes als „Fluss“.

Wieso kein Mensch den Namen „Lomea“ trägt

Im sechsten und letzten Teil der PNP-Serie geht es um Vornamen – Warum Cäzilia eigentlich kein schöner Name ist

Von Emerenz Magerl

Passau. Es gibt Namen, die gibt es nicht. „Lomea“ zum Beispiel. Den Namen dachten sich werdende Eltern für ihre Tochter aus, doch das Standesamt stellte sich quer. Was den Eltern an „Lomea“ so gut gefiel, war für die Beamten ein K.O.-Kriterium: Die kleine „Lomea“ wäre die erste und einzige mit diesem Namen in Deutschland. Er taucht in keinem amtlichen Vornamen-Verzeichnis auf. Nicht einmal die Experten der Forschergruppe Namen an der Universität Regensburg konnten die Herkunft von „Lomea“ klären. Obwohl es viele Namen gibt, die ähnlich klingen, kommt diese Version nicht vor in der Geschichte der Vornamen, von der Namenforscher Stefan Hackl im sechsten und letzten Teil der PNP-Namenserie erzählt.

**HACKL HUBERT
WANNINGER HAIMING
RLBACH GOTTFRIED HAI
OBERPÖRING LUDWIG
ICHLBAUER HAGENHAM
WARD HAUGENEDER
WAS NAMEN BEDEUTEN**

Auch wenn Adam und Eva uralte Namen sind und außerdem die ersten, die in der Bibel erwähnt werden: „Die ältesten Namen sind sie mit Sicherheit nicht“, stellt Hackl fest. Er geht davon aus, dass es Rufnamen gibt, seit die Menschen sprechen können. Belege dafür gibt es allerdings erst, seit man zu schreiben begann – sehr viel später. Wie sich die Germanen nannten, weiß man auch nur deswegen, weil der eine oder andere seinen Namen zum Beispiel in den Helm oder das Schwert geritzt hatte.

Einige dieser germanischen Namen überlebten bis in unsere Zeit – wobei sie im Spätmittelalter schon starke Konkurrenz bekamen. „Damals gab man seinen Kindern vor allem biblische und Heiligennamen, zum Beispiel Maria oder Johannes“, erklärt Hackl. Für den Namenforscher hängt dieser Trend eindeutig damit zusammen, dass zu jener Zeit die Heiligenverehrung enorm zunahm. Dabei ging es aber nicht allein darum, dem Nachwuchs christliche Vorbilder mit auf den Weg zu geben. Die Leute wollten so auch zeigen, welchem Berufsstand sie angehörten. So benannten Seefahrer ihre Söhne gerne nach den Schutzheiligen



Ein Dauerbrenner schon seit dem 17. Jahrhundert: Vorher war der Rufname Johanna fast nur in Fürstenhäusern verbreitet. Doch nicht anders als heutzutage setzte die Prominenz die Trends, so dass der biblische Vorname bald auch in der breiten Masse beliebt wurde. Das ist auch heute noch so. Im Jahr 2007 landete Johanna auf Platz 7 der beliebtesten Vornamen in Bayern. – Foto: Heyder/dpa

Georg und Nikolaus, und Bäcker taufte ihre Töchter nach der Heiligen Katharina.

Wer mehr auf sich hielt, gab seinem Kind im späten Mittelalter gleich zwei oder mehr Vornamen, erklärt Hackl. Und anders als heute waren alle Vornamen gleichzeitig Rufnamen. Doch der Mensch kürzt Namen nun mal gerne ab. Weshalb irgendwann aus zwei Namen einer wurde – auch wenn man das heute nicht mehr vermuten würde: So stecken in Lieselotte Elisabeth und Charlotte drin. Und aus Anna Maria wurde Amrei.

Nicht viel anders als heute hat die Oberschicht schon im Mittelalter Trends gesetzt. Als die höheren Stände im 16. Jahrhundert anfangen, sich von kirchlichen Traditionen zu lösen, machte das die Unterschicht etwas später nach. Anstatt an Heilige hielt man sich nun lieber an kulturelle und literarische Vorbilder. Zum Beispiel an den französischen Sonnenkönig Ludwig XIV., einen absoluten Herrscher und „Trendsetter“, wenn man so will. Dank ihm wurden im

17. und 18. Jahrhundert französische Rufnamen Mode; wovon heute übrigens noch die Aussprache „Schorsch“ für Georg zeugt. Rousseaus viel gelesener Roman „Emile“ von 1762 machte unter anderem Emil und Eduard populär. Und mit der Begeisterung für Shakespeares Werke setzten im 18. Jahrhundert viele englische Namen aufs Festland über. So zum Beispiel Edgar und Edmund, die in „König Lear“ vorkommen.

Namen sollen Träger nicht lächerlich machen

Dass Namen mit der Mode gehen, war den Menschen schon im 19. Jahrhundert bewusst. Damals wurden erstmals auch Kurzformen ins Standesregister eingetragen wie Fritz statt Friedrich, Heinz statt Heinrich, Elsa statt Elisabeth oder Dora statt Dorothee. Doppelnamen wie Hannelore, Hansjürgen, Heidemarie oder Karlheinz

waren aber auch schon recht beliebt.

Zur gleichen Zeit erlebten auch die germanischen Namen ein Comeback. Denn mit dem Nationalbewusstsein der Deutschen kam der Trend zur „reinen deutschen Sprache“ auf und zu Namen wie Helmut, Reinhold, Eberhard, Wolfgang, Hildegard oder Gertrud. Die Nationalsozialisten machten sie schließlich zur Pflicht: „Kinder deutscher Volksgenossen sollen grundsätzlich nur deutsche Vornamen erhalten“, hieß es in einem entsprechenden Erlass von 1937.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte davon kaum mehr einer etwas wissen. „Nach 1945 waren wieder biblische und antike Vornamen in“, stellt Hackl fest. Und erstmals etablierten sich in Deutschland auch Namen aus anderen Ländern: Jan, Heike und Silke kamen aus dem Norden; Boris, Nadja oder Tanja aus dem Slawischen, André und Nadine aus dem Französischen. Oliver war der erste Name aus dem Angloamerikanischen, der sich in Deutschland eta-

blierte. Ihm folgten viele andere nach, nicht zuletzt der Name Jennifer, der sich zwischen 1985 und 1992 sogar unter den Top Ten der deutschen Vornamen behaupten konnte.

Mit Blick auf die beliebtesten Vornamen in Bayern von 2007 macht Hackl drei Trends aus: Es gibt Eltern, die sich an der Mode orientieren, wie es bei Leon oder Leonie der Fall ist. Wobei nur zwei bis drei Prozent der Eltern Namen nehmen, die in den Top Ten vertreten sind. Einige würden sich inzwischen auf die eigenen Wurzeln zurückbesinnen und damit auf Namen, die schon früher in Bayern recht beliebt und weit verbreitet waren, wie Maximilian oder Franziska. Wieder andere wünschen sich einen möglichst ausgefallenen, einzigartigen Namen für ihr Kind. Wobei von diesem Trend zu aparten Namen besonders die Mädchen betroffen seien, stellt der Namenforscher fest.

Wie die Eltern von „Lomea“, die letztendlich nicht so heißen durfte, lernen mussten, dürfen Namen

Die Forschergruppe NAMEN

Dass sich Menschen gegenseitig Namen geben, scheint selbstverständlich zu sein. Und es erscheint auch nicht abwegig, wenn Teddys und Puppen von Kindern eigene Namen verpasst bekommen. Es soll sogar Menschen geben, die ihrem Auto einen Namen geben, der Waschmaschine oder dem Navigationsgerät. Diesem Phänomen möchte die Forschergruppe NAMEN an der Universität Regensburg im Rahmen einer Studie nachgehen. Die Frage lautet: Welchen Gegenständen verleihen Sie einen Vor-, Spitz- oder Spotnamen – und wieso?

Über Zuschriften von PNP-Lesern würde sich Stefan Hackl freuen. Die Adresse lautet: Forschergruppe NAMEN, Universität Regensburg, Institut für Germanistik (Außenstelle), Landshuter Straße 4, 93047 Regensburg, Fax: 0941/943-2927, E-Mail: Stefan.Hackl@sprachlit.uni-r.de.

Unter dieser Adresse kann auch jeder, der mehr über einen bestimmten Namen erfahren möchte, ein sprachwissenschaftliches Gutachten bei der Forschergruppe NAMEN in Auftrag geben. Die Kosten bewegen sich zwischen 25 und 50 Euro bei Vornamen, 50 und 75 Euro bei Familiennamen und 75 und 150 Euro bei Ortsnamen.

Weitere Informationen über die Forschergruppe NAMEN gibt es auch im Internet unter www-namenforschung.uni-r.de.

nicht einfach frei erfunden werden, erklärt Hackl. Sie müssen irgendeine sprachhistorische Grundlage besitzen. „Lomea“ hat das nicht und deswegen keine Chance. Auch wenn alle anderen Voraussetzungen für einen Vornamen locker erfüllt wären: Es muss erkennbar sei, ob der Träger Mann oder Frau ist. Außerdem sollte zumindest jeder Deutsche den Namen problemlos aussprechen können. Und nicht zuletzt darf das Kind nicht stigmatisiert werden, ein Name sollte seinen Träger nicht lächerlich machen.

Weniger zimperlich in solchen Sachen waren unsere Vorfahren. Auch wenn man es dem Namen Cäzilia nicht anmerkt: So schmeichelt ist er wirklich nicht, wie Hackl weiß. Cäzilia kommt ursprünglich aus dem Lateinischen und wird seit dem 11. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum als Vorname verwendet. Dabei kommt es von lateinisch „caecus“, was nichts anderes heißt als „blind“. Wenn es diesen Namen nicht schon gäbe, würde er heute wohl nicht mehr durchgehen.